

Christian Lesske

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Guinea-Conakry

vom 4. Oktober 2013 bis 31. Januar 2014

Auf den Spuren der Landnahme in Guinea-Conakry

Von Christian Lesske

Guinea-Conakry, vom 4. Oktober 2013 bis 31. Januar 2014



Inhalt

1. Zur Person	309
2. Geschichte	309
3. Einleitung	310
4. Dakar	311
5. Palundo	312
6. Gabu – Labé	314
7. Labé	315
8. Dabola	316
9. Kankan	320
10. Radio Horizon	323
11. Guéckédou	324
12. N'Zérékoré	326
13. Diécké	327
14. Saoro	329
15. Faranah	331
16. Conakry	334
17. Koba & Monchon	336
18. Topworth Group	338

19. Avocats Sans Frontières	340
20. Landwirtschaftsministerium	341
21. Fazit	342
22. Danksagung	343

1. Zur Person

In Münster und Umgebung aufgewachsen, habe ich in Köln meine ersten Schritte auf dem Gebiet des Fotojournalismus gemacht. Bei Guenay Ulutuncok, einem Heinz-Kühn-Stipendiaten aus den 1980er Jahren, kam ich dabei auch dem afrikanischen Kontinent näher und arbeitete dann, nach sechs Semestern an der Fachhochschule Bielefeld, in West- und Ostafrika an fotojournalistischen Projekten sowie als Berater im medialen Bereich für Hilfsorganisationen, wie zum Beispiel SOS Kinderdorf. Diese Zeit prägte mein Interesse für sozial und globalpolitische Themen, schärfte das Bewusstsein für die Rolle, welche Schwarzafrika für uns Europäer spielt und wie unser Bild dieser Region bisher geprägt wurde. Daher ist es mir ein Anliegen, vor allen Dingen an langfristigen, freien Projekten zu arbeiten, um mit Hilfe von Bildern und Worten größere Zusammenhänge aufzeigen zu können – die Landnahme soll eines dieser Projekte werden.

2. Geschichte

Am 28. September 1958 entschied Guinea sich in einer Volksabstimmung, angeführt von Sékou Touré, als einzige französische Kolonie in Afrika, sehr zum Ärger von Charles de Gaulle, gegen eine neue Verfassung und für die vollständige Unabhängigkeit. Die Ausrufung der Ersten Republik mit Touré als Staatspräsidenten folgte am 2. Oktober 1958.

Der 26. März 1984, sein Todestag, markierte das Ende der Herrschaft Sékou Tourés und Oberst Lansana Conté ergriff am 3. April 1984 die Macht. Die Zeit der 2. Republik begann. Trotz eines blutigen Bürgerkriegs in den Nachbarländern Liberia und Sierra Leone von 1989 bis 2003 und massiver Flüchtlingsströme bleibt es in Guinea selbst größtenteils friedlich.

Am 19. Dezember 1993 wurde General Lansana Conté zum ersten demokratisch gewählten Präsidenten ernannt. Im Januar 1994 wurde die 3. Republik ausgerufen.

Bis zu seinem Tod am 22. Dezember 2008 wirtschaftet Lansana Conté das Land herunter und die Menschen leiden unter Repressalien. Es folgt ein Militärputsch. Hauptmann Moussa Dadis Camara erklärt die Regierung sowie andere Institutionen der Republik für aufgelöst und ein aus Zivilisten und Armeeingehörigen bestehender „Konsultativrat“ soll gebildet werden.

Bei einem Attentat am 3. Dezember 2009 wird Camara schwer verletzt. Sein Stellvertreter Sékouba Konaté übernimmt die Amtsgeschäfte, womit Camara faktisch entmachtet wurde. Konaté und der durch ihn zum Premierminister ernannte Oppositionspolitiker Jean-Marie Doré bilden eine Übergangsregierung.

Am 27. Juni 2010 wird die erste Runde der Präsidentschaftswahlen durchgeführt. Der Wahlgang verläuft ohne größere Komplikationen und wird mehrheitlich als erste demokratische Wahl seit der Unabhängigkeit des Landes eingestuft.

Die Stichwahl zwischen Cellou Dalein Diallo und dem langjährigen Oppositionsführer Alpha Condé findet allerdings erst am 7. November 2010 statt und ist von Unruhen begleitet. Eine Woche später wird bekannt gegeben, dass Alpha Condé als Gewinner hervorgeht.

Am 28. September 2013 wurden dann die seit 2007 verschobenen Parlamentswahlen abgehalten. Die langwierige Auszählung und verzögerte Bekanntgabe der Ergebnisse führte wieder zu Unruhen in weiten Teilen des Landes.

3. Einleitung

Die Landnahme ist ein schwer differenzierbarer Prozess. Vor allen Dingen in Ländern wie Guinea, wo die Regierung schwach, Korruption alltäglich und Investitionen so dringend nötig sind. Wo fängt man also an? Wie kommt man an die richtigen Informationen? Wem kann man vertrauen? Doch das größte Fragezeichen stand dann erst einmal hinter der politischen Stabilität. Denn in Guinea fanden im September dieses Jahres die ersten freien Wahlen seit einer gefühlten Ewigkeit statt und die sich verzögernde Auszählung der Stimmzettel strapazierte die ohnehin schon angespannte Lage noch weiter. So gab es während meines Aufenthaltes immer wieder gewaltsame Zusammenstöße zwischen Armee beziehungsweise Polizei und Bevölkerung.

Also war der Plan, erst einmal in den Provinzen, in denen es meist friedlicher ist, zu recherchieren, bevor es dann in die Hauptstadt Conakry geht, wo ich unter anderem auch meine Assistenz bei einem Radiosender beziehungsweise Journalisten angehen würde. Darüber hinaus habe ich noch kleinere Radiosender, wie Radio Horizon in Kankan besucht. Es war nicht mein erster Aufenthalt in diesem Land, in dieser Region, aber es war mit Sicherheit

der lehrreichste. Denn in einem Land zu reisen, in dem dreiviertel des Straßennetzes seit zwanzig oder dreißig Jahren nicht mehr ausgebessert wurden, die Transportmittel nur notdürftig zusammengeflickt, notorisch überladen und überfüllt sind, sowie der durch Jahrzehnte anhaltende Armut geprägte, zähe Alltag alle Kraft raubt, da erscheint bald nichts mehr so klar, wie man es sich im Vorfeld zurechtgelegt hatte.

4. Dakar

Um einen Einstieg in die Thematik in dieser Region zu bekommen, treffe ich mich mit Ibrahima Hathie in Dakar. Ibrahima ist Agrarwissenschaftler und arbeitet bei IPAR (Initiative Prospective Agricole et Rurale), die als „Think Tank“ einen Raum für Reflexion, Dialoge und Initiativen in Bezug auf Agrarpolitik in Westafrika schaffen möchte.

Die Büroräume liegen etwas abseits der Route de l’Aeroporte, der zwischen Atlantik und Stadt umherführenden Hauptstraße, und schon die paar Meter über die durch das Viertel führenden, sandigen Wege treibt einem den Schweiß auf die Stirn. Es ist heiß in Dakar, und ab Freitag gibt es in der Stadt, dem Drehkreuz Westafrikas, für einige Tage kein fließend Wasser mehr, da die marode Infrastruktur instand gesetzt werden muss – aber immerhin sind hier, im Gegensatz zu den weiteren Ländern entlang der Küste, ansonsten die meiste Zeit Wasser und Strom verfügbar.

Auf den Gängen und im Pausen- / Konferenzraum herrscht eine angenehme, entspannt-professionelle Atmosphäre, und man begegnet vorrangig jungen, nett grüßenden Leuten. Mein Interviewpartner dagegen strahlt schon allein durch sein Auftreten die Erfahrung aus, die man wohl braucht, wenn man im Senegal und seinen Nachbarländern politische Prozesse und Entwicklungen mitbestimmen möchte. Seine ruhige, doch bestimmte Art zeugt von Würde, Besonnenheit und einem starken Willen.

Thema unseres Gespräches soll erst einmal die allgemeine wirtschaftliche und agrarwirtschaftliche Situation in Westafrika sein. Aber man merkt schnell, dass in diesem Themenfeld viele Probleme zu einem nur schwer zu durchblickenden Gewirr verästeln. Von vergangenen Investitions- und Entwicklungsstrategien über postkolonialistische und den globalen Markt, beziehungsweise internationales Recht betreffende Aspekte, gestaltet es sich schwierig, die Antworten kurz und präzise zu fassen.

Aber eines kristallisiert sich am Ende doch heraus: die Länder der Region

sind natürlich auf Investitionen angewiesen, müssen allerdings die eigenen rechtlichen Bestimmungen in vielen Bereichen noch verfeinern, sich der eigenen Probleme annehmen und selbstbestimmt die gravierenden demokratischen und infrastrukturellen Unzulänglichkeiten in den Griff bekommen. Parallel dazu muss der Westen anfangen, seinem Handeln gegenüber moralisch und rechtlich Rechnung zu tragen und sollte von der Position des mit erhobenem Zeigefinger richtenden Lehrmeisters ablassen.

Denn finanzstarke Länder wie China, Saudi Arabien oder Katar stehen oft schon bereit, um Handelspartnerschaften einzugehen, ohne die Geschäfte an oft nur schwer zu erfüllende Bedingungen zu knüpfen. Und so zeigen sich sehr schön die beiden Modelle: vertraut man auf das bisherige vom Westen propagierte „wirtschaftliche Hilfe, nur wenn die Auflagen erfüllt werden“ oder setzt sich die „wir folgen nur unseren wirtschaftlichen Interessen, für Demokratie seid ihr selbst verantwortlich“ Mentalität durch.

5. Palundo

Der nächste Stopp auf meiner Route entlang der Westküste gen Guinea Conakry ist, nachdem ich Gambia und die Casamance Region durchquert habe, Guinea-Bissau. Maria Luiza ist aus der Provinz Canchungo hier im Nordwesten der Region Cacheu. Und sie ist auf eine gewisse Art und Weise bekannt in der Gegend. Sie hat es immerhin aufgrund ihrer engagierten Art schon in die Medien und sogar bis zu einer Konferenz im Ausland geschafft hat. Allerdings hat das wenig an ihrer Situation hier in Palundo geändert.

Nachdem wir uns ein wenig unterhalten haben, schwingen wir uns auf die Fahrräder, um zu den Feldern zu fahren und uns die Problematik genauer anzusehen. Die kleinen sandigen Wege führen durch angenehm schattige Cashewbaum-Wälder, entlang traditioneller Mischwirtschaften, wie zum Beispiel mit Buschwerk und alten Baumbeständen durchsetzte Reisfelder. Jeder kennt jeden in dieser Gegend, jeder weiß, wem welches Feld gehört oder wem es gehörte. Es sind Familienbetriebe, die die Felder seit Generationen bewirtschaften. Immer wieder halten wir, und mir wird voller Stolz erzählt, wem dieses oder jenes schöne Feld gehört. Zwischendurch hört man immer wieder die Rufe der Hirtenjungen, begleitet vom Geraschel der Kuhherden im Unterholz. Und obwohl man all die von harter Arbeit gezeichneten Gesichter sieht, erscheint die ganze Szenerie aus der Ferne wie ein friedliches kleines Paradies – wohl auch, weil der Alltag hier, im Gegensatz zu den urbanen Räumen, weitaus einfacher strukturiert ist. Aber schaut und

hört man etwas genauer hin, kann es nicht darüber hinweg täuschen, dass dies ein Paradies ist, dem im Alltag alles mit einfachsten Mitteln und unter Einsatz aller Kräfte abgerungen werden muss.

Nach einer guten dreiviertel Stunde erreichen wir eine Ebene, die sich zu beiden Seiten des Weges bis zum Horizont erstreckt. Man kann erahnen, dass dies eine ideale Reisanbaufläche wäre, allerdings sieht das Ganze verlassen und verwahrlost aus; der Pfad verschwindet in dem viel zu hoch stehenden, brackigen Wasser der Felder. Und während wir den vorbeiziehenden Bauern dabei zuschauen, wie sie ihre Fahrräder und Arbeitsgeräte, durch das warme Nass watend, balancieren, kommen wir auf die Ursachen der Misere zu sprechen. Es ist der klassische Fall einer schwachen Regierung und unzureichender Ressourcen: Aufgrund politischer Instabilität und Korruption, unfähig einen funktionierenden Staatsapparat auf die Beine zu stellen, verfällt die Elite des Landes in den privatwirtschaftlichen Sektor oder versucht beim lukrativeren Drogentransit aus Südamerika mitzumischen. Auf der anderen Seite dagegen steht die breite, in der Subsistenzlandwirtschaft arbeitende Bevölkerungsschicht, die oft weder die Mittel noch das notwendige Wissen besitzt, beziehungsweise sich im alltäglichen Überlebenskampf die Risikobereitschaft nicht erlauben kann, Investitionen zu tätigen. Konkret bedeutet dies hier, dass keine Infrastrukturen für die Kleinbauern geschaffen werden: Zufahrtswege werden nicht gebaut, Meerwasserzuflüsse nicht eingedämmt, Lager- und Absatzmöglichkeiten nicht geschaffen. So sind die Menschen von der Gnade der Natur abhängig und leben von der Hand in den Mund.

Und aus dieser Pattsituation entsteht jene Ohnmacht, die uns noch beim Verlassen Palundos begegnete: junge Männer, beschäftigungslos am Dorfkiosk vor sich hin feixend, entweder schon wieder oder immer noch betrunken. Denn egal wie viel Engagement man hier zeigt: solange es keine funktionierende Regierung und Wirtschaft gibt, sind die Aussichten doch weitaus rosiger, wenn man sie mit Alkohol betäubt. Nichtregierungsorganisationen sind da auch häufig nur ein Tropfen auf den heißen Stein, da sie zwar helfen, aber die Strukturen nicht ändern können. Meiner Meinung nach kann da am ehesten noch versucht werden, zivilgesellschaftliche Initiativen vor Ort zu fördern und den demokratischen Prozess zu begleiten.

6. Gabu – Labé

Und so brechen wir nach den üblichen drei Stunden warten auf genügend Mitfahrer am Taxi-Brousse Sammelpunkt auf. Wir, das sind der Fahrer alias Mechaniker alias Alleinunterhalter, vier Mütter mit ihren vier Kleinkindern, drei Männer und zwei Jungs im Alter von sechs bis acht Jahren, ein junger Mann auf dem Dach und ich, in einem uralten Peugeot 305, der selbst meine Mitfahrer zu skeptischen Blicken veranlasst. Auf dem Dach noch einmal dasselbe Volumen wie das des Autos, welches mehr durch Draht und Band als durch Schrauben und Schweißnähte zusammengehalten wird.

An der Grenze die üblichen Querelen, Machtverhältnisse werden geklärt, Schikanen seitens des Militärs mit der Macht der Gruppe bezwungen. Amüsierend dabei der nachgeahmte wichtigtuerische Gang des Fahrers hinter dem Soldaten her. Danach verbringen wir den größten Teil des restlichen Tages damit, im Schatten zu warten, bis das Getriebe repariert ist. Als die Nacht über uns hereinbricht, beginnt der schwierigste Teil unserer Reise. Über eine ausgefahrene Piste, mit schlammgefüllten Senken so groß wie zwei unserer Fahrzeuge, durch die Hügel und Wälder des Fouta Djallon. Begleitet von vielen kleinen Pannen und vier weiteren an die Substanz gehenden Reparaturen, nie wissend, ob es denn nun noch weitergeht oder dieses Mal das vorläufige Ende der Reise ist.

Zwischendurch fragt man sich immer wieder, wie der junge Mann auf dem Dach sich bei diesem Ritt dort oben noch zu halten vermag. Doch ein kurzer Ruf des Fahrers bringt die Gewissheit, dass er noch da ist. Die Kinder werden erfolgreich von allen zusammen beruhigt und so langsam setzt eine allgemeine nächtliche Erschöpfung ein, nur unterbrochen von den Pausen, in denen Kühlwasser nachgefüllt wird, ein Reifen gewechselt oder gemeinsam ein verloren gegangenes Teil unsere Vehikels beim Schein der Taschenlampen gesucht werden muss.

Und dann wieder einer dieser unwirklichen Momente, als eine Gruppe von etwa 30 Männern vor uns auf dem Weg versucht, eine zu große und ausgefahrene mit Schlamm gefüllte Spurrille mit Büschen und kleinen Bäumen zu füllen, damit die drei dahinter wartenden LKW nicht stecken bleiben – wie diese es überhaupt bis hierher geschafft haben, ist mir ein Rätsel. Aber so werden hier eben die Grenzen des Machbaren ausgelotet.

Gefühlt durchqueren wir, begleitet nur vom hellen Schein des Mondes und der Sterne über den Baumwipfeln, eingerahmt vom haushohen Busch,

das Nichts. Die Stille nur durchbrochen vom metallischen Klappern unseres Autos sowie dem Zirpen und Geschrei irgendwelcher Tiere. Nur ab und zu tauchen rechts und links des Weges kleine Dörfer, Ansammlungen von Hütten auf. Aber jedes Mal gibt es in diesen mindestens einen Spätkiosk und einen Mechaniker, die im Schein kleiner LED Lampen auf Kundschaft warten. Und zumindest die Schrauber werden nie enttäuscht.

Mitten in der Nacht werden wir dann noch über einen gespenstisch stillen Fluss gezogen, begleitet vom Rasseln der schweren Eisenkette, die uns mit dem anderen Ufer verbindet. Als dann das erste Licht die Landschaft erhellt, gefolgt von einem rosigen Morgenhimmel und Nebelschwaden in den Tälern, ist es dann auch fast geschafft. Allerdings ist es hier meistens eher so, dass sich die Reise, umso näher man dem Ziel kommt, verlangsamt, als das sie schnell ein Ende nimmt. Und so ist es zwei Pannen später, während derer gefrühstückt, sich gewaschen und der nächtliche Reiseverlauf diskutiert wird, doch schon fast Mittag, als unser Peugeot mit letzten Kräften in Labé eintrudelt.

7. Labé

In Labé treffe ich mich mit Gruppierungen und individuellen Kleinbauern. Es ist ein weitverbreitetes System hier in Guinea, sich zusammenzuschließen und gemeinsam einige wenige Hektar zu bewirtschaften. So werden einerseits das Wissen und die Arbeitskraft gebündelt, andererseits der einzelne, zum Beispiel für den Krankheitsfall, abgesichert. Die zweite Variante ist die klassische Subsistenzlandwirtschaft, bei der auf einer kleinen Parzelle auf dem eigenen Grundstück angebaut wird und oft die ganze Familie zur Produktion des Eigenbedarfs beiträgt.

Die von mir besuchte Gruppierung ist eher ein negatives Beispiel. So hapert es trotz der starken und gut vernetzten Verbände in Guinea oft an den einfachsten technischen Hilfs- oder Pflanzenschutzmitteln. Ein einzigartiger und vielleicht revolutionärer Ansatz zur Behebung dieses Problems stellt das National Programme to Support Agricultural Value Chain Actors (PNAFA)2 dar. Dieses stellt den Bauern(verbänden) unmittelbar die Fonds des International Fund for Agricultural Development (IFAD) zur Verfügung, anstatt irgendwelche Regierungsprogramme zu finanzieren.

Eigene Investitionen überfordern die in krasser Armut lebenden Menschen aufgrund des geringen Bildungsniveaus oder es schreckt sie ab, da

das zu bewirtschaftende Land in den meisten Fällen noch nicht einmal ihnen gehört. Die fehlende Planungssicherheit ist also oft ein entscheidender Entwicklungsblocker. Hinzu kommen die katastrophale Infrastruktur und ein schwacher Absatzmarkt.

Und zu guter Letzt erlebe ich während des Interviews wieder einmal die Auswirkungen von zu viel, wenig koordinierter und kaum nachhaltiger Entwicklungshilfe. Es wurde viel gegeben, aber wenig zusammen weiter entwickelt. Was bei vielen Empfängern zu einer bizarren Erwartungshaltung geführt hat. Es „fehlen die Mittel, das Gelände einzuzäunen“ und man „hätte gerne das Material“. So kommt man gar nicht auf die Idee, traditionelle Zäune zu optimieren und zu pflegen. Viele Aussagen hinterlassen dabei einen leicht passiven beziehungsweise apathischen Eindruck.

8. Dabola

Die Erwartungen sind groß. Die erste Station in Guinea, wo angeblich große Landkäufe getätigt wurden und dies in einer Gegend, die als Kornkammer der Region gilt – riesige Flächen, gewässert durch den Niger und seine Zuflüsse. Aber es ist auch die Heimat des Parc National du Haute Guinée und sollte auch die erste einprägsame Lektion in dieser Thematik werden.

Nachdem wir die letzten zwanzig Kilometer aufgrund der Altersschwäche des Taxis mal wieder nur noch im Schrittempo zurückgelegt haben, trudeln wir also in Dabola ein, lassen somit nun endgültig die Berge des Fouta Djallon hinter uns, und ich blicke auf die Ebenen des Haute Guinée. Da man nie lange auf einen der geschäftstüchtigen Moto-Taxi Fahrer warten muss, befinde ich mich im Nu auf dem Weg zum Hotel und vor mir steuert Barry das Motorrad durch den Feierabendverkehr. Er wirkt auf der Maschine ein wenig zu klein und schwächling, entpuppt sich aber als ein mit Hilfsorganisationen und anderen Orientierungsbedürftigen wie mir vertrauter, verhältnismäßig ehrlicher Kerl, der die Gegend und sein Gefährt kennt. Darüber hinaus spricht er wegen seiner liberianischen Wurzeln sehr gut Englisch und macht mir von sich aus einen fairen Tagespreis für das Motorrad und seine Chauffeurdienste – 75.000 Guinea Franc zuzüglich 250.000 für frisches Öl und Benzin. Rechnet man noch den ein oder anderen Kaffee, Zigaretten und ein Mittagessen für ihn dazu, kommt man auf umgerechnet circa 40 Euro. Wir verabreden uns also für den nächsten Morgen; im ersten Licht des Tages wollen wir uns auf den Weg machen.

Jetzt steht aber wie am Ende jedes Reisetages erst einmal Wäsche waschen, duschen, Ausrüstung säubern und das Abendessen an. Danach ist es immer wieder (ent)spannend, den Abend gemütlich bei einem Bier, das Treiben im Hotel beobachtend, ausklingen zu lassen. Denn an diesen abgelegenen Orten sind die ein, zwei Hotels, die es hier gibt, ein Sammelbecken für interessante Charaktere. Jedes Unternehmen, jede Hilfsorganisation und jeder, der es sich sonst noch leisten kann, übernachtet hier und allein die Anwesenheit an einem verlassenem Ort wie diesem, verspricht schon eine spannende Geschichte. Aber nachdem Barry noch zweimal anruft, um sicher zu gehen, dass ich mir es bis morgen früh nicht noch einmal anders überlege, merke ich doch die heutige lange, beengte und anstrengende Fahrt und konzentriere mich darauf, den kommenden Tag bestmöglich vorzubereiten. Wo genau muss man hin? Was sind die Anhaltspunkte? Wen wird man treffen? Was wird zu sehen sein?

Da Taxis und Motorräder niemals vor einer langen Reise gewartet und betankt werden – der Fahrer kann das Geld nicht selber aufbringen und als Mietender würde man diesen nie vorab mit, für hiesige Verhältnisse, so viel Geld ziehen lassen –, verbringen wir am nächsten Morgen wie üblich ein, zwei Stunden damit, alles vorzubereiten. Und während die Sonne aufgeht, machen wir uns auf den Weg entlang der Nationalstraße 1 (N1) in Richtung Kouroussa. Und so wunderschön es auch ist, die Sonne und den Fahrtwind im Gesicht zu spüren, während die bezaubernde Landschaft an uns vorbei zieht, so anstrengend ist es auch, sich durch die roten Staubwolken, vorbei an den anderen Verkehrsteilnehmer zu drängeln und nicht durch die Schlaglöcher von der Piste geschleudert zu werden. Angenehmer wird erst der Rückweg über Konindou, wo es auf kleineren Piste durch abgelegene Dörfer und Felder geht.

Die erste Station heute ist Saraya, wo die Datenbank der Land Matrix (eine offene Plattform mit dem Ziel, die weltweit getätigten Landinvestitionen aufzulisten) den Deal#13593 führt. Und obwohl alle Quellen in den Details (letzte Updates 2011) zwar weiter ausführen, dass erst einmal in den nahegelegenen Dörfern N'Dema und Konindou auf weitaus kleineren Flächen (8.815 Hektar) die Testphase anlaufen sollte, so möchte ich hier gerne herausfinden, inwieweit es den Menschen in Saraya bewusst ist, dass in ihrer direkten Umgebung eine angeblich 98.400 Hektar große Agrarfläche verpachtet wurde. Nach unserer Ankunft fragen wir uns also erst einmal zum Chef des Dorfes durch. Und wenn man schon beim Durchfahren eines dieser Dörfer ungläubige oder skeptische Blicke auf sich zieht oder ein erstauntes „Tubabu!“ hinterher geworfen bekommt, dann ist ein Weißer auf

einem Motorrad, der scheinbar auch noch mehr will, als nur seinen Wasservorrat aufzustocken, doch für jede/n ein Grund mal um die Ecke zu gucken – so gestaltet es sich schwierig, eine einigermaßen ruhige und vertraute Atmosphäre aufzubauen. Aber mit der Zeit kristallisieren sich die wirklich interessanten Gesprächspartner heraus, und die Gaffer haben ihre Neugierde gestillt.

Da der Chef des Dorfes in der Region unterwegs ist, komme ich mit seinem Stellvertreter, den Dorfältesten und den für diese Belange zuständigen Herren zusammen. Wie es in Guinea üblich ist, werden erst einmal eine gefühlte halbe Stunde Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht, wird sich erkundigt, wie es mir, der Familie und Freunden geht – es ist eine Gepflogenheit, um anzukommen, sich den gegenseitigen Respekt zu zeigen, Vertrauen aufzubauen. Anschließend wird ein jeder vorgestellt, es wird ein wenig über den Ort und Guinea geredet und am Ende ist es an mir, vorsichtig mein Anliegen vorzutragen. Es wird aber schnell deutlich, dass unsere Wahrnehmung der Problematik viel zu weit oben, zu global ansetzt. Denn redet man über Investoren, werden und wurden diese zwar immer als Fremde wahrgenommen – wie zum Beispiel die Russen, die in der Vergangenheit im Land waren –, allerdings stehen diese immer unter dem Schutz des Präsidenten, welcher wiederum von den Fremden gestützt wird. So gab es durch die Abhängigkeiten, die Korruption und Vetternwirtschaft nie die Transparenz, wie wir sie gewöhnt sind, sondern immer nur zwei Optionen: Sympathien oder Repression. Entweder man hat wie der Großteil der Bevölkerung ein Poster des amtierenden Präsidenten an der Wand hängen und ist gut gestellt, beziehungsweise vernetzt mit dem omnipräsenten Militär oder man wird so lange gegängelt und schikaniert, bis man irgendwann aufgibt; bleibt man aber standhaft, besteht die Gefahr, irgendwann einfach weggesperrt zu werden, und an diesen Praktiken hat sich bis heute leider nicht viel geändert. Ich denke, dabei ist es für die Menschen hier auch gleichgültig, ob nun der Kommunismus oder Kapitalismus gerade Einfluss nimmt, solange kein funktionierendes demokratisches System vorhanden ist, welches Raum für zivilgesellschaftliche Initiativen zulässt.

Also versuche ich mich an den Gedanken zu gewöhnen, die mitgebrachten Erkenntnisse zum Thema „land investment“ an die Probleme und Bedürfnisse meiner Gesprächspartner anzupassen. Nicht der Investor ist in den Augen vieler Bauern das Problem, sondern die fehlende Unterstützung, Strategie und Schutzmechanismen der Regierung. Natürlich wäre es schön, wenn jeder Investor von sich aus auch einer moralischen Verpflichtung nachkommen würde, aber sollte es Aufgabe der Regierung sein, diese andernfalls

einzufordern. Aber die Diskrepanz zwischen Hauptstadt und ländlichen Gegenden ist in vielerlei Hinsicht groß; nicht nur was den Lebensstil angeht, sondern auch wie letztere gewichtet werden. Zwar wurde der Fokus seit dem Amtsantritt von Alpha Condé weg von der Rohstoffindustrie hin zur Landwirtschaft gelegt, aber man merkt anhand des Gesprächsverlaufs hier im Schatten der Hütte doch, dass den Kleinbauern nicht die Wertschätzung zukommt, wie es eine auf den Agrarsektor ausgerichtete Strategie mitbringen sollte. Beispielsweise ist niemandem bewusst, dass Absichtserklärungen zwischen Regierung und Investor unterschrieben wurden, sowie letzterer die Genehmigung bekam, beziehungsweise damit beauftragt wurde, nicht optimal genutzte Agrarflächen zu identifizieren. Es wären zwar mal einige Weiße in Begleitung der Behörden da gewesen, hätten Gespräche geführt und sich Felder angeschaut, allerdings haben die dann doch nichts erworben! An diesem Punkt frage ich mich, wie transparent und für die Landbevölkerung durchschaubar solche Gespräche in den Dörfern im Detail wohl verlaufen. Denn die Deals, die an manchen Orten zustande kommen, sind oft zu einseitig und nur wenig nachhaltig. Da „brettern“ Männer mit viel Geld in ihren dicken Jeeps rücksichtslos durch die Landschaft und Dörfer und bestimmen, welche Ländereien geeignet wären, ohne die Mentalität, die Bedürfnisse und traditionellen Gepflogenheiten der Menschen zu kennen. Einzig zum Bau einer Moschee, einer Straße oder Schule werden sie seitens der Regierung angehalten. Ein lächerlicher Preis im Vergleich zu den möglichen hohen Gewinnmargen, die den Investoren winken.

Umso länger wir uns unterhalten, umso mehr spürt man die Verunsicherung der Männer; die Nervosität steigt und schließlich entscheiden sie sich, jemanden in der Hauptstadt Conakry anzurufen, der Bescheid wissen müsste. Und wenn es bisher ein angenehm ungezwungenes Gespräch war, verschärft dieser jemand die Situation plötzlich unnötig. In sehr scharfem Ton wird nach Papieren, Genehmigungen und Erklärungen gefordert. Diese Reaktion ist ein Muster, an das man sich hier in Guinea schnell gewöhnt; es tritt immer dann auf, wenn sich die Obrigkeit in ihrer Autorität, in ihrem Stolz angegriffen fühlt oder die Chance wittert, Schmiergelder kassieren zu können. Da ja aber schon alle relevanten Themen angesprochen wurden und noch ein weiter Weg vor uns liegt, entscheide ich mich, an dieser Stelle aufzubrechen; es geht zurück Richtung Dabola via Konindou und N'Dema. Diese Dörfer liegen entlang einer kleinen Piste, die am Rand des Nationalpark Haute Niger vorbei führt. Und während wir durch die traumhaft idyllische, satt-grüne Landschaft tuckern, der Körper völlig erschöpft von den Schlägen der Straße, verdreht, schaue ich immer wieder in die Gesichter der Menschen, die an uns vorbei ziehen, und meine, die Sehnsucht nach

fließend Wasser, Strom und anderen Annehmlichkeiten in ihren Blicken zu sehen, die so oft mit mir, als Vertreter des globalen Nordens, in Verbindung gebracht werden.

Die anderen Gedanken gelten der Lagebeschreibung des zur Debatte stehenden Landes: „south and east of Saraya“ heißt es da. Allerdings liegt genau in diesem Bereich der Nationalpark Haute Niger. Die Strecke, auf der wir uns gerade befinden, führt entlang der südwestlichen Grenze des Parks und dieser ist, wenn überhaupt, nur durch ein einziges verrostetes, eingeknicktes und kaum lesbares Schild gekennzeichnet. Und in diesen Momenten wirkt alles hier willkürlich und irrelevant: wer wo lebt, arbeitet, Land erwirbt oder verkauft, was hier oder dort vorher Bestand hatte; nichts ist geregelt und organisiert, es ist das krasseste Gegenbeispiel zu unserer europäischen Welt, alles ist möglich. Von dem Pilotprojekt des Investors in den folgenden beiden Dörfern hat dann auch niemand etwas gehört, geschweige denn wäre etwas von den Anbauflächen zu sehen. Und nach einer kleineren Reparatur an dem Motorrad geht es wieder zurück Richtung Dabola. Überzogen mit der üblichen Laterit-Staubschicht, verschwitzt und erschöpft, denke ich darüber nach, wie ich, sobald ich in Conakry bin, diesen vielen kleinen Widersprüchen auf die Spur kommen könnte.

9. Kankan

Eigentlich muss man ja immer zwei, drei, vier Stunden darauf warten, dass das „Sept-Place“-Taxi voll besetzt ist und man losfahren kann, um zu tanken und damit der Fahrer die letzten Dinge erledigen kann – all das wird immer erst gemacht, wenn die Reisegruppe vollständig ist. Und hier in Guinea sind es ja auch nicht, wie zum Beispiel im Senegal sieben Mitfahrer, auf die man wartet, sondern mindestens neun bis dreizehn. Es sollen nur sechs bis acht Stunden von Dabola bis Kankan sein, und ich bin mit dem ersten Tageslicht an dem kleinen, etwas außerhalb gelegenen Taxistand. Vielleicht werde ich ja Glück haben und das Taxi wird gegen neun Uhr voll sein! Ansonsten könnte man sich noch ein Tapalapa (das Baguette Guineas), eine Büchse Sardinien und Kaffee gönnen, und dann geht es wie gewöhnlich zwischen zehn und zwölf los.

Allerdings scheinen wir an diesem Tag kein Glück zu haben; es vergehen die Stunden, es wird Mittag, es wird gegessen, gescherzt, diskutiert, gestritten, geschlafen und Zeit tot geschlagen. Und um halb fünf kann es dann losgehen. Blöd nur, dass Usman, unser jugendlicher Fahrer es zu eilig hat und

wir bereits nach etwa zwanzig Minuten mit einer Panne am Straßenrand stehen. Später, als es schon spät in der Nacht und abzusehen ist, dass wir unter anderem wegen Treibstoffproblemen noch länger den Sternenhimmel über uns und das sich in der Dunkelheit verlierende Dorfleben neben uns genießen würden, bekomme ich noch eine Lektion, was es heißt, auf der Straße aufzuwachsen und wovon jemand wie Usman träumt: na klar, Europa und eine oder mehrere schöne blonde Frauen. Und auch wenn das keine lange Liste ist, wissen wir beide irgendwie doch, dass er es wohl nie schaffen wird und auch der obligatorisch, freundschaftliche Austausch der Telefonnummern ihn seinem Ziel nicht näher bringen wird; zu groß sind die Hürden und Herausforderungen der alltäglichen Probleme in einem Leben wie dem seinen. Ich dagegen steige aus, sobald wir angekommen sind und verlasse diesen Raum, der uns für einige Stunden zu einer Art kleinen Gemeinschaft hat werden lassen. Gehe ins Hotel oder Guest House und habe wieder das Gefühl, mich in einer eigenen Realität, auf einer anderen Ebene zu bewegen.

Kankan ist das administrative Zentrum dieser an Flüssen und fruchtbaren Ebenen reichen Region, Universitätsstadt und neben Labé auch einer der wenigen Orte in Guinea, die unserem Verständnis von einer Stadt überhaupt nahe kommt – es gibt ein mehr oder weniger funktionierendes und verzweigtes Straßennetz, Plätze zum Verweilen, eine von Mangobäumen gesäumte Einkaufsstraße und einen sehr schönen Markt, der ein wenig mehr als von Plastikplanen überspannte Holzauslagen zu bieten hat. Ich treffe mich hier erst einmal mit Donzo, einem guten Freund, der im Bereich von Landwirtschafts-“groupements“ und Mikrofinanzierungsprojekten für Nichtregierungsorganisationen arbeitet, sowie seine eigene kleine lokale Hilfsorganisation aufgebaut hat. Er ist jung, aufstrebend, seriös, gut vernetzt, studierter Agrarökonom und ein angenehmer Zeitgenosse. Mit seiner ruhigen Art ist er ein an jeder Ecke bei Jung und Alt gern gesehener Gast sowie ein perfekter Gastgeber und Gesprächspartner. Darüber hinaus organisiert er mir das Praktikum bei Radio Horizon, ein Interview mit M. Karamoko Camara, dem Regionaldirektor für Landwirtschaft in der Präfektur Kankan und anderen Bekannten und Freunden. Aber mitunter am spannendsten waren für mich immer Donzos Interpretationen dieser Interviews, der allgemeinen Lage und Entwicklung Guineas. Es ist seine Generation, die mir in diesem alltäglichen und politischen Chaos Hoffnung gibt, dass es in zehn, zwanzig Jahren vielleicht ein bisschen positiver um dieses Land steht. Ich weiß zwar nicht, ob sie in irgendeiner Art und Weise besser ausgebildet sind, als es zum Beispiel die älteren Bekannten in Guinea sind, die noch zur Zeit der Sowjetunion in Moskau oder Leipzig studiert haben, aber ich habe das Gefühl, dass sie weniger abhängig sein wollen, mehr Optionen haben, ihre Weiterbildung

zu diversifizieren und ganz einfach viel aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt haben.

M. Karamoko Camara gehört dieser älteren Generation an. Ich möchte mich ein wenig mit ihm über nationale Strategien in Bezug auf die Landwirtschaft, die vorherrschenden Probleme und die Chancen beziehungsweise Risiken ausländischer Investoren unterhalten. Und da er es als eine große Ehre und Möglichkeit zur Profilierung sieht, uns an seiner Erfahrung teilhaben zu lassen, beginnt er seine Geschichte mit der Unabhängigkeit Guineas 1958, dem Bruch Sékou Tourés mit den ehemaligen französischen Kolonialherren. Dadurch wird eben jene Phase des Sozialismus eingeläutet, die bis 1984 andauerte und das Land, nicht zuletzt auch aufgrund internationaler politischer Entwicklungen und Einflussnahmen, internen Machtkämpfen und der Verbohrtheit selbst ernannter Heilsbringer in den Ruin trieb. Es folgten die Liberalisierung des Marktes und die Machtübernahme des Generals Lansana Conté, der sich 1993 und 1998 zum Präsidenten wählen lies. Allerdings hat keines der beiden Systeme sonderlich viel Rücksicht auf die im Land und der Region herrschende Realität genommen; stattdessen wurde hinter verschlossenen Türen das Land verschachert und die Landwirtschaft zum Spielball von Machthabern und Investoren. So wurde die ewige Maxime, als Selbstversorger unabhängig von Lebensmittelimporten zu sein, bisher nie erreicht.

Die derzeitige Strategie setzt deshalb zumindest auf dem Papier auf die Unterstützung und die Professionalisierung der familiären Subsistenzlandwirtschaft, durch die immerhin 75 Prozent der Bevölkerung ihren Unterhalt bestreiten, sowie eine partielle Vergabe von Agrarflächen an Investoren – Reis ist hierbei in der Region Kankan das Kernprodukt. In Bezug auf die traditionelle extensive Landwirtschaft besteht das größte Problem immer noch darin, dass die Bauern zu großen Teilen von den Launen der Natur abhängig sind und keinen Zugang zu den nötigen Maschinen und Düngemitteln haben. Fährt man, wie ich es jetzt mehrfach getan habe, einmal kreuz und quer durch Guinea, fällt schnell auf, dass sich der Großteil des Landes, in dem Statistiken zufolge bis zu sechs Millionen Hektar landwirtschaftlich nutzbar wären, noch in einem Zustand befindet, den wir in Europa nur noch aus den Geschichtsbüchern kennen – wunderschöne, wilde und ungezähmte Natur. Und da diese Urbarmachung eine Mammutaufgabe ist, bleibt der Staat auf Investoren, die Know-how, Maschinen und Material mitbringen, angewiesen. Allerdings, und hier stellen schwache Regierungsstrukturen natürlich eine große Gefahr dar, sind die Richtlinien und Bedingungen, die ein Investor erfüllen muss, sehr variabel. So gibt es zum Beispiel eine Variante,

die besagt, dass ein Viertel der vom Investor gepachteten Fläche der lokalen Bevölkerung zur Verfügung gestellt werden muss und eine andere, nach der dieser angeblich verpflichtet ist, der angrenzenden Gemeinde eine Moschee, Schule oder Straße zu bauen; danach wäre er aber frei zu tun und zu lassen, wie es ihm beliebt.

Donzo dagegen investiert seit einiger Zeit lieber selber in den Reisanbau. Er kennt die klimatischen, infrastrukturellen und traditionellen Voraussetzungen seines Landes und kann so ohne großes Risiko über sein Netz von Bekannten und Verwandten in Saatgut und Dünger investieren. Dabei entsteht nicht nur Profit, sondern auch eine nachhaltige „Win-Win“-Situation. Denn er investiert sein eigenes, hart erarbeitetes Geld, um so in erster Linie eine Eigenversorgung und Unabhängigkeit zu garantieren und schafft darüber hinaus Arbeit innerhalb seines Kulturkreises, sowie ein Produkt, dessen eventuelle Überschüsse auf dem lokalen Markt verkauft werden können. Außerdem ist die moralische Verpflichtung gegenüber seinem Land und Mitbürgern bei den meisten Menschen auch noch ein bisschen ausgeprägter, als bei einer ausschließlich auf Profit ausgelegten Investition.

10. Radio Horizon

Zugegebenermaßen, es ist ein lokaler Radiosender. Aber dennoch ist die Lässigkeit, mit der hier alle zu Werke gehen, erstaunlich. Jeder ist ein bisschen Techniker, Journalist oder Moderator, niemand verweigert sich einer Aufgabe, wenn um etwas gebeten wird. Denn alle wissen: man sitzt im selben Boot.

Ich verbringe die Tage meistens mit Rosine und ihrem kleinen Sohn, der bei den Recherchen entweder auf dem Rücken oder Schoß geduldig seine Zeit verbringt. Rosine hat Soziologie hier in Kankan studiert und arbeitet aufgrund der Arbeitsmarktsituation, der unregelmäßigen Bezahlung zum Trotz, jetzt beim Radio. Das müsste sie eigentlich nicht tun, denn ihr Mann hat einen Job bei einer Hilfsorganisation, und das ist in Afrika ja leider ein gutes Geschäft.

Die Situation der übrigen Mitarbeiter ist ähnlich. Und das ist ansteckend, ob man nun arbeitet oder einfach nur mal kurz reinschaut, um „Hallo“ zu sagen, man ist gerne hier. Allerdings ist es schon jedem anzumerken, dass die Limitierungen, seien es die technische Ausrüstung oder die Akzeptanz bei den offiziellen Stellen, an der Motivation zehren.

So beginnt ein klassischer Tag mit dem morgendlichen Programmstart – zum Beispiel einer Mischung aus Musik und der Wiederholung des abendlichen Journals auf Maninka, der in dieser Region genutzten Alltagssprache – und dem Meeting; wenn denn genug Leute da sind, um eines stattfinden zu lassen. Danach gibt es Musik und diverse kleinere Programme, während ich mit Rosine auf den Motorrad-Taxis durch Kankan fahre, um Interviews zu führen und den lokalen Kontroversen nachzugehen: was wird gegen die verwilderten Ziegen und andere Tiere getan, die den Verkehr gefährden, und stimmt es, dass in diesem oder jenem Viertel die Straßenhunde eine Krankheit übertragen?

Am Nachmittag werden die Aufnahmen dann geschnitten und die Texte je nach Aufnahme ins französische, beziehungsweise auf Maninka übersetzt. Das passiert am einzigen Computer des Senders, mit Lautsprecherboxen, die, ein wenig aufgedreht, eher ein blechernes Geschrei von sich geben, während der Lärm der ein- und ausgehenden Mitarbeiter vom Lärm der Straße übertönt wird.

Gegen Ende meines Tages wird dann noch ein bisschen über die Zukunft geschnackt und während ich mich aufmache, geht es bei Radio Horizon weiter. Es ist wie mit so vielen Situationen hier, die mich nach jeder Reise in diese Region etwas entrückt zurücklassen, voller Bewunderung für die Menschen, die den widrigen Umständen des afrikanischen Alltags widerstehen und ihren Überzeugungen nachgehen, anstatt sich zu ergeben.

11. Guéckédou

Sie sitzen am Straßenrand unterm Baum oder in kleinen Verschlägen am Ortsrand. Schlecht bezahlt und ihrem Boss verpflichtet, am Monatsende einen kleinen Umschlag auf den Schreibtisch zu legen. Es ist nie ganz klar, wer die Kassierer denn nun eigentlich sind, denn die Schilder, die zum Anhalten auffordern und die Uniformen sprechen keine einheitliche Sprache.

Das System ist bekannt. Dieses Mal ist es wahrscheinlich der Zoll, wer weiß das schon genau, denn sie haben uns ja nicht gekriegt. Aber die folgende Geschichte verdeutlicht sehr intensiv, wozu es die Menschen, die tagtäglich mit diesem System konfrontiert sind, irgendwann reizt.

Im Allgemeinen wird man in Guinea immer zum Anhalten aufgefordert und muss bezahlen. Die Taxifahrer gucken dann stur geradeaus, tun so, als

würden sie das mehr oder weniger wütende Gepfeife der bunten Trillerpfeifen nicht hören und bauen darauf, dass entweder die Motivation oder das Benzin fehlt, ihnen nachzusetzen. Nicht so an diesem späten Nachmittag. Wir sind seit acht Uhr morgens von Kankan nach N'Zérékoré unterwegs und haben vor einigen Minuten so einen Posten auf die übliche Art und Weise hinter uns gelassen, als sich auf einmal das Motorrad der Gendarmerie vor uns setzt. Der junge Mann mit Militärhose und schwarzem T-Shirt macht Zeichen, die uns zum Anhalten auffordern sollen und ich denke nur: „Oh ha, jetzt wird es laut und teuer.“ Doch ein Blick zu unserem Fahrer – ein im Vergleich erstaunlich ruhiger und rücksichtsvoller Chauffeur – lässt schnell erahnen, dass er nicht vorhat anzuhalten.

Bisher waren wir mit 40 bis maximal 60 Km/h, je nach Schlaglochdichte unterwegs. Doch plötzlich rauscht der Busch, die Fußgänger und der Feierabendverkehr rechts und links nur so an uns vorbei, das Motorrad kreuzt vor uns, versucht uns abzudrängen und mir stockt der Atem. Mit etwa 100 km/h fühlen sich die Schlaglöcher nun deutlich unangenehmer an, es sieht so aus als würde das Motorrad jeden Moment über unsere Motorhaube fliegen. Die anderen neun Mitfahrer sind zu meiner Verwunderung dabei extrem entspannt. Da bremsen wir plötzlich ab und unsere Verfolger verlieren sich in ihrer eigenen Staubwolke. Wir wenden, fahren ein Stück in die Richtung, aus der wir eben kamen, und biegen bei dem nächsten kleinen Pfad in den Busch ab, um uns zu verstecken. Dann warten wir die Dunkelheit ab. Den Menschen, die uns dabei beobachten oder von nun an unser Versteck queren, ist all das gleichgültig, einige wenige zeigen offen Sympathie. Die meisten jedoch gehen einfach erschöpft vom Tage ihres Weges.

Solche Geschichten sind auch hier nicht alltäglich, verdeutlichen aber die weitverbreitete Sicht auf die Staatsdiener. Diese werden nicht als helfende oder zur Ordnung rufende Macht wahrgenommen, sondern als irgendwelche Leute, die sich etwas von deinem schmalen Verdienst nehmen möchten. Man hat keinerlei Respekt und das Ganze funktioniert eben nur nach dem Abhängigkeits- bzw. Machtprinzip, was den Alltag hier bestimmt. Diese Pyramide der Macht nimmt nach oben hin exponentiell zu, weswegen man bestenfalls entweder selber einen Posten in der Politik oder im Militär besetzt oder möglichst viele Leute möglichst gut kennt.

In etwa wie am nächsten Tag, als wir beim Präfekten eine Ordre de Mission für mich einholen, um in der Region ungestört arbeiten zu können. Während alle entlang der Flure auf unbestimmte Zeit warten müssen, gehen mein gut vernetzter Begleiter und ich direkt ins Büro, wo wir von einem wohlgenährten, im Unterhemd schwitzenden Herrn offiziell empfangen werden.

12. N'Zérékoré

Guinée Forestière – wie eine eigene kleine Welt liegt N'Zérékoré da, nach einer kleinen Ewigkeit über Pisten, altem Asphalt und Schlaglöchern. Und alles scheint anders: die Hügel ringsum überzogen mit einem dichten Grün, aus dem die Urwaldriesen herausragen, die Luft, schwer, feucht und voller Getier. Es ist das Zentrum der Hilfsorganisationen, Minengesellschaften, Kautschukproduzenten und des Palmöls, hier im Süden Guineas. Und trotzdem oder gerade deswegen wirkt alles chaotisch, ungeordnet und anstrengend. So sprießen die kleinen Restaurants, Kioske, Clubs und Hotels entlang der Hauptstraße aus dem Boden, ist die Stadt überfüllt mit Moto-Taxis. Aber alles wirkt improvisiert und temporär, als könnte die Stadt jederzeit abgebaut werden, damit der Zirkus weiterziehen kann.

Andererseits zieht das Wachstum auch neue Investoren, Geschäftsleute und Glückssuchende an, lässt neue Viertel entstehen, peu à peu werden die Infrastrukturen und Verwaltungsstrukturen aufgebaut und die Absatzmärkte, von denen auch die umliegenden Dörfer profitieren, werden gestärkt. Natürlich geht dieser Prozess nur so lange gut, wie der Staat für die passenden Rahmenbedingungen sorgt, und es so schafft, das ethnische Konfliktpotenzial dieser Region zu minimieren. Denn nicht nur durch die Flüchtlingsströme aus den lange Zeit durch Bürgerkriege gebeutelten Nachbarländern Sierra Leone und Liberia, sowie der zuletzt krisengeschüttelten Elfenbeinküste, sondern auch lokale Streitigkeiten sorgen hier immer wieder für gewaltsame Auseinandersetzungen. Die jüngsten Spuren: ausgebrannte Häuser, Geschäfte und Kirchen; fast ein gesamtes Viertel wurde von dem Sturm der Gewalt zwischen Angehörigen der Guerze und den Konianke ausgelöscht. Und Gerüchten zufolge ging das Morden anschließend in den kleinen, versteckt im Busch liegenden Dörfern noch weiter. Allerdings ist es immer schwierig zu sagen, ob diese Horrorgeschichten wahr oder eher der Lust am Boulevard geschuldet sind. Bei meinen Besuchen in den umliegenden Gemeinden bekomme ich immer wieder den Eindruck, dass es sich zwar um verschlafene kleine Nester handelt, folgt man aber den Gesprächen, wird das Ausmaß und die tiefe Verwurzelung der Vorurteile deutlich. Um solche Probleme zu entschärfen, müsste die Politik eben Voraussetzungen schaffen, die jede Gruppe zufriedenstellt. Nur krankt diese ja erst recht an der Eitelkeit des sich über andere Erhebens.

Und so haben auch hier in der Präfektur N'Zérékoré seit jeher nur die an den gewinnbringenden Deals mit Minenbetreibern oder Kautschukproduzenten Beteiligten profitiert; der Großteil der lokalen Bevölkerung und auch

die ursprünglich so vielfältige Natur sind die Leidtragenden. Auf lange Sicht bleibt die Entwicklung deswegen gehemmt und das Konfliktrisiko bestehen; zumindest, solange die Erschließung der Schätze des Landes, ob sie nun als touristische Attraktionen, Agrarflächen oder Rohstoffquellen genutzt werden, nur den Eliten oder ausländischem Kapital dienen.

13. Diécké

Hat man die Checkpoints am Stadtrand von N'Zérékoré hinter sich gelassen, taucht man schon bald tiefer und tiefer in die ursprüngliche Vegetation ein, die dieser Region ihren Namen gab: Guinée Forestière. Ein wilder, undurchdringlich erscheinender und wunderschöner Wald, dessen Wipfel sich an vielen Stellen fast wie die Decke einer Kathedrale über der roten Laterit-Piste zusammenschließen.

Nach etwa zwei Stunden weicht dieses scheinbar ungeordnete Chaos der durch Menschen geschaffenen Ordnung. Der Kontrast könnte nicht stärker sein. Palmen- und Kautschukplantagen erstrecken sich bis zum Horizont, während man in das staubig braune Örtchen Diécké einfährt. Normalerweise würde man dieses, wie auch alle bisherigen Nester entlang dieser Straße in Richtung der liberianischen Grenze, ohne viel Aufhebens hinter sich lassen. Wären da nicht die rot leuchtenden neuen Metalldächer am Rand der Siedlung und eine Feierabend-Kolonade von fast neuen Automobilen, die man so selbst in der Hauptstadt kaum sieht und die so gar nicht in das Gesamtbild dieses Ortes passt.

Also mach ich mich auf die Suche nach dem Hotel Kofua. Es soll das beste Hotel am Platz sein, wobei der Komfort nicht das ausschlaggebende Argument ist. Es ist viel mehr der Fakt, dass in Orten wie diesen, an Orten wie diesen die Menschen anzutreffen sind, die die richtigen Informationen haben. Und das ist dann eben wesentlich einfacher als der zähe und unangenehme offizielle Weg.

So trifft man beispielsweise die Arbeiter der SOGUIPAH (Société Guinéenne de Palmiers à Huile et d'Hevea) oder Vorsitzende beziehungsweise Präsidenten lokaler und nationaler Verbände, die auf der Terrasse des Restaurants bei Softdrinks oder Bier die Zeit tot schlagen – denn viel gibt es hier sonst nicht zu tun.

SOGUIPAH wurde Ende der 1980er Jahre mit der Autorität der Regierung und dem Geld von Sofinco ins Leben gerufen. Dabei wurde den lokalen Bauern mit den besten Absichten die Monokultur (Palmöl, Kautschuk, Reis) mehr oder weniger aufgezwungen. Zwar wurden die Infrastrukturen

so weit wie nötig aufgebaut und Setzlinge kostenfrei ausgegeben, aber die Menschen müssen diese abbezahlen, sobald sie dann irgendwann mal Gewinne einfahren. Die Krux dabei ist, dass die erwirtschafteten Produkte an SOGUIPAH, zu einem sich am Weltmarkt orientierten, festgelegten Preis, verkauft werden müssen.

Und so entstand folgendes Problem: Kautschuk war lange Zeit das mit Abstand lukrativste Produkt, was zur Folge hatte, dass sich keiner mehr die Mühe machte (mit Ausnahme der gebildeten und gewiefteren Plantagenbesitzer) in die traditionelle Mischwirtschaft oder geschweige denn wenigstens in Reis zu investieren. Diese Entscheidung bereuen heute viele, denn die Preise sind gefallen und es bedarf einigen Aufwandes, Produkte wie Kakao, Kaffee, Maniok wieder einzuführen. Dazu kommen die im ganzen Land schwachen und korrupten Verwaltungsstrukturen aufseiten des Staates, welche eine weitere Entwicklung der Region, trotz ihres Potenzials verhindern.

In den Büros von SOGUIPAH werden natürlich nur die Erfolgsgeschichten aufgezählt. Und mit einem etwas dubiosen Grinsen wird dann am Ende des Gespräches noch hinzugefügt: „Wir sind ja alle hier, um unseren Beitrag zur Entwicklung zu leisten“. Es ist schwer zu sagen, ob es die abhandlungsbekommene Überzeugung von jemandem ist, der einfach schon zu lange an diesem Ort arbeitet oder dieser Leitspruch eh nur den Schein wahren soll?

Sicher ist aber, dass die Presseabteilung mir naiver Weise Fragen beantwortet, die eigentlich erst einmal nur ins französische übersetzt werden sollten, damit das Management sie absegnen kann. Der mit mir betraute Mitarbeiter plaudert dann also ausgiebig über seine Kindheit in Diécké und den sozialen Einfluss, den dieses Projekt hatte. Denn etwa zur selben Zeit, als hier die Kautschukproduktion startete, brach in Liberia, einem der größten Kautschuklieferanten weltweit, der Bürgerkrieg (1989-2003) aus. Die in Diécké ankommenden Flüchtlinge waren zwar billige und erfahrene Arbeitskräfte, allerdings auch eine Belastung für traditionelle Familienstrukturen in dieser bis heute abgelegenen Region. Und viele Familien hielten diesem Einfluss nicht stand.

Zu guter Letzt wird mir dann noch der Wunsch, eine Kakaopflanzung zu besichtigen, erfüllt. Es wurde mir zwar wiederholt gesagt, es würde kein Kakao im großen Stil angebaut, aber ich wollte dennoch einige Bilder. Die drei alten Bäume geben dann auch wirklich nicht viel her, doch als mein Begleiter in einem Anflug von Übermut mir noch beweisen will, warum die Leute keinen Kakao mehr anbauen würden – „Kautschuk ist nämlich viel ergiebiger und rentabler“ – überrascht ihn der Bauer mit seiner Antwort dann doch.

„Wenn ich könnte, würde ich aber lieber wieder Kakao anbauen. Dann wäre ich nicht an einen Abnehmer mit festgeschriebenen Preisen gebunden und hätte ein Produkt, welches auch noch dazu beiträgt, die Familie zu ernähren.“

Wie es sich also schon bei meinen ersten Gesprächen in Dakar gezeigt hat, bestätigt sich hier, dass es wichtiger ist, seine Produkte zu diversifizieren, um gegen Krisen gefeit zu sein, als kurzfristig auf einen Trend zu setzen. Deswegen sind es vor allem Plantagenbesitzer aus höheren Bildungsschichten, die aus eigenem Antrieb eine Art nachhaltige Strategie verfolgen. Die einfachen Bauern aber scheitern meistens daran, bzw. erliegen den Verlockungen der Monokulturen – einfachere Arbeit und kurzzeitig hohe Preise.

14. Saoro

Für den Rückweg von Diécké nach N'Zérékoré wähle ich die zweite mögliche Route entlang, statt durch das Waldschutzgebiet, welches die beiden Städte trennt. Mir wurde gesagt, es gäbe Anstrengungen, die Straße, die das Ende der Nationalstraße N1 bildet, auszubauen, damit die Lastwagen mit den Containern voller Kautschuk und der Transitverkehr Richtung Liberia nicht immer den Wald queren müssen. Außerdem sollen so potenzielle Siedlungen und damit verbundene Rodungen von diesem Gebiet ferngehalten werden. Das ist zumindest der Plan. Als wir dann allerdings aufbrechen, wird schnell deutlich, wie weit diese Absichten noch von der Realität entfernt sind; weite Strecken auf dem ersten Teilstück ähneln noch nicht einmal einer Piste, sondern sind einfach nur ein etwas breiterer Pfad, mit Brücken, die nur aus ein paar Brettern bestehen. Wer und wann diese Strecke ausgebaut wird, steht noch in den Sternen. Allerdings muss man die üblichen, erschwerten Bedingungen in dieser Gegend wohl jedem zugutehalten, der irgendwie in dieses Projekt involviert ist.

Nach einer dreiviertel Stunde auf dem Motorrad erreichen wir Saoro. Eine kleine Schule mit weitem Platz, Fahnenmast und dem fast überall vorzufindenden Schild der „Cantine Scolaire“ der Hilfsorganisation Plan sind quasi der Ortsschildersatz in den ländlichen Gegenden. Das Dorf selber besteht aus einigen, im besten Fall mit Lehm verputzten Hütten mit Holztüren und Fensterläden. Gedeckt werden die meisten heutzutage mit Wellblech, und wer es sich leisten kann, hat auch noch eine Fernschüssel im Vorgarten. Diese luxuriösere Ausführung lässt dann immer auf ein oder mehrere Familienmitglieder schließen, die es in die große Stadt, wenn nicht sogar bis ins Ausland geschafft haben.

Auf den ersten Blick gibt es hier also nicht besonders viel zu sehen. Wäre da nicht der Zwischenfall aus dem Jahre 2011, als viele der Dorfbewohner nach N'Zérékoré in eine Kirche flüchteten. Die Situation war folgende: in den achtziger Jahren hatte die Regierung dem SOGUIPAH Projekt circa 20.000 Hektar Land in dieser Gegend zur Verfügung gestellt (siehe Diécké Kapitel). Dieses Land setzte sich aus bereits von Kleinbauern bewirtschafteten Agrarflächen sowie ungenutzten Gebieten zusammen, und es wurden der lokalen Bevölkerung gewisse, dem damaligen sehr niedrigen Entwicklungsstatus dieser Region angepasste Entschädigungen beziehungsweise vergünstigte Konditionen angeboten. Nun hatte diese keine wirkliche Alternative als sich dem Konzept zu fügen und dem Angebot der Regierung zu folgen; es sollte ja ein Projekt zum Wohle des Landes und der Region sein. Allerdings konnte bis dato bei Weitem nicht die gesamte Fläche von SOGUIPAH kultiviert werden und es ist den noch unabhängigen Dörfern natürlich nicht entgangen, dass einige der ehemals armen Kleinbauern durch die Plantagen, auf denen sie nun Kautschuk und Palmöl produzieren, zu einem gewissem Wohlstand gekommen sind – diese fahren nämlich nun in Jeeps herum und wohnen in kleinen, von hohen Mauern umgebenen, dreistöckigen Villen. Später wurde die an SOGUIPAH vergebene Fläche per Beschluss dann noch einmal erweitert. Als das Unternehmen nun mit Hilfe von schweren Maschinen und Sicherheitsleuten Jahre später aufbrach, um diese Flächen zu erschließen, haben die Menschen natürlich versucht, diese Aktion zu boykottieren – wohl auch, um bessere Konditionen, beziehungsweise eine angemessenere Kompensation zu fordern.

Während mein Begleiter und ich auf den Chef des Dorfes warten – der im Übrigen gerade auf den für SOGUIPAH produzierenden Plantagen arbeitet – haben wir genügend Zeit, uns ein wenig mit den neugierigen und gastfreundlichen Dorfbewohnern zu unterhalten. Wie es scheint, haben also die Verlockungen des Fortschritts beziehungsweise des Geldes, die Vorteile des Landbesitzes überwogen – oder ging es von Anfang an nur darum, einen

möglichst guten Preis für das Land herauszuschlagen? Und wäre dieser Gedanke überhaupt so verwerflich? Denn natürlich sehen wir den Sinn nachhaltiger, kleinbäuerlicher Landwirtschaft; aber wenn man Hunderte Kilometer weit weg von den nächsten, nur annähernden Anzeichen von Zivilisation lebt, dann würde wahrscheinlich ein jeder von uns seine Prioritäten neu setzen und seine Ideale ein wenig neu justieren. Oder aber sind diejenigen, die sich gegen die Landnahme gestemmt haben, inzwischen nicht mehr hier ansässig?

Am Ende werden wir hier in Saoro auch leider keinen Offiziellen mehr interviewen können, da, wie sich herausstellt, ausgerechnet heute alle Männer die Kautschukernte zum Wiegen nach Diécké gebracht haben und nicht vor Einbruch der Nacht zurück erwartet werden.

15. Faranah

Möchte man aus dem Süden zurück in die Hauptstadt, hat man zwei Möglichkeiten, die Strecke zu bewältigen. Die eine sieht einen Zwischenstopp inklusive Übernachtung in Kissidougou oder Mamou vor, die andere, wesentlich anstrengendere, aber Zeit und kostensparende beinhaltet einen fliegenden Fahrerwechsel auf halber Strecke; dies bedeutet aber auch, gut einen Tag und eine Nacht in einem überfüllten Taxi zu verbringen. Ich entscheide mich dieses Mal für die zweite Option. Das hängt allerdings auch immer ein bisschen damit zusammen, welche Fahrten gerade angeboten werden, und ob die Fahrzeuge, beziehungsweise die Chauffeure auch vertrauenswürdig aussehen. Zwar sind beide Fahrer des von mir ausgewählten Taxis jung, aber ihr Gefährt macht einen tadellosen und die beiden einen halbwegs zurechnungsfähigen und nüchternen Eindruck. Da es wie gesagt eine lange Reise werden würde, gönne ich es mir, den Beifahrersitz komplett für mich alleine zu buchen und gegen elf Uhr morgens geht es dann los.

Die ersten zweihundert Kilometer legen wir auf einer durch die Europäische Union finanzierten, asphaltierten Straße zurück. Danach noch einmal dieselbe Distanz durch Schlaglöcher und Staub, gefolgt von einem Abschnitt aus einer Mischung der ersten beiden Zustände. So erlebt man sehr einprägsam und mit vollem Körpereinsatz die gesamte Zerfallsgeschichte einer Straße. Als die Nacht hereinbricht, nähern wir uns dann Faranah, Zeit für den Fahrerwechsel, Abendessen und die Freude, dass nun die schwierigere Hälfte der Reise geschafft ist. Der Zustand der Straßen ist hier gerade gut, eingerahmt von hohem Savannen-Gras ist es draußen stockfinster, und

alle sind ein wenig erschöpft, als sowohl dem Fahrer als auch mir plötzlich bewusst wird, dass wir viel zu schnell sind und die Kurve viel zu scharf ist. Und während selbige immer länger wird, fangen die Reifen an zu quietschen, ich stammele noch ein „shit, shit, shit“ vor mich hin, bevor Glas splittert, Metall kracht, Menschen schreien – dann ist es wirklich stockfinster.

Später erzählt mir Gilbert, was für ein Glück es war, dass ich mein Fenster noch nicht geschlossen hatte, denn so gibt es einen unkomplizierten Weg heraus aus dem Wrack. Denn vier von uns sind mehr oder weniger unverletzt, dazu kann ich glücklicherweise mich zählen und kann so die übrigen Mitfahrer durch das Fenster bergen. Als sich die Lage etwas beruhigt, man mit zitternden Händen seine Wertsachen geborgen hat, sieht man im Schein der Handy-Taschenlampen das Chaos: der riesige Gepäckballen, welcher auf der an das Autodach geschweißten Metallkonstruktion lastete, liegt samt der Halterung einige Meter weiter im Gebüsch, und der Peugeot ist auf der kompletten linken Seite Schrott. Von innen ist selbige mit dem Blut der Verletzten verschmiert. Irgendwie vergeht die Zeit unmittelbar nach dem Unfall rasend schnell. Zwischen Gesprächsfetzen, gegenseitiger Erkundigungen, ob den Unverletzten auch wirklich nichts passiert ist, dem sich selber in der Dunkelheit Abtasten und dem Verfrachten der Verletzten in vorbeikommende Autos, bricht die Nacht endgültig über uns hinein.

Nach einer Weile, die Lage wurde zur Genüge analysiert, stellt sich dann die Frage, wie es denn nun weitergeht. Beide Fahrer sind schon mit vier oder fünf weiteren Mitfahrern in das dreißig Kilometer entfernt gelegene Krankenhaus von Faranah gebracht worden. Die Polizei ist, genauso wie die Leute von der Taxifahrer-Gewerkschaft, schon am Schauplatz und die Anzahl der Schaulustigen nimmt mit jeder Stunde, die wir hier am Straßenrand sitzend warten, auch ab. Außerdem beschließen wir, dass der ein oder andere doch vorsichtshalber seine Kratzer und Schrammen verbinden lassen sollte, denn unter Schock stehend, ist es schwierig einzuschätzen, wie schlimm diese wirklich sind. Als scheinbar alles zum Stillstand gekommen ist, hält plötzlich ein Kleinwagen am Straßenrand, und wir werden aufgefordert, einzusteigen. Es ist zwar kein gutes Gefühl, direkt nach so einem Crash mit sieben Leuten in ein noch schrottreiferes Auto zu steigen, welches nur für maximal fünf gemacht ist, aber irgendwie hat man ja auch keine Wahl. Hinzu kommt, dass dieser Fahrer ebenso wenig bereit ist, die Geschwindigkeit der Strecke anzupassen, noch Rücksicht auf das eben Durchlebte seiner Fahrgäste zu nehmen scheint – na ja, wenigstens kennt der Junge die Straße.

In Faranah angekommen, tasten und fragen wir uns durch das Krankenhaus. Es ist hier noch dunkler, als draußen auf der Straße; dort gibt es wenigstens sporadische Straßenbeleuchtung und die Scheinwerfer vorbeifahrender Fahrzeuge. Hier aber ist es in etwa so dunkel wie vor einer guten halben Stunde am Rande der Landstraße. Allerdings ist hier auch nicht viel los, und so gestaltet sich die Suche nach dem Rest der Reisegruppe nicht allzu schwer. Ich bin froh, nicht auch nur ein bisschen verletzt zu sein, denn dies erscheint mir nicht wie ein Ort, an dem man angemessen versorgt werden kann. Zwar sehe ich am nächsten Tag, dass der Komplex irgendwann einmal mithilfe deutscher Entwicklungszusammenarbeit aufgebaut wurde, allerdings zeugen die verwitterte Preistafel und die spärliche Ausstattung der Zimmer und des Personals von einem schon vor längerer Zeit eingesetzten Verfall. Die Ursache hierfür ist, dass es sich kaum jemand leisten kann, die Behandlungen aus eigener Tasche zu bezahlen, und Guinea von einem Krankenkassensystem in etwa so weit weg ist, wie von einer funktionierenden Infrastruktur.

Als allmählich geklärt ist, wie wir am nächsten Tag an unser Gepäck – welches immer noch an der Unfallstelle liegt – kommen und wie es danach weitergehen soll, beschließe ich in Anbetracht der Tatsache, dass ich auch nicht der erste bin, der den Zusammenhalt der Reisegruppe heute aufgibt, doch noch ins Hotel zu gehen, um mir ein Bier zu gönnen und vielleicht noch zwei, drei Stunden Schlaf zu bekommen; denn immerhin sind es bis Conakry am nächsten Tag noch einmal etwa zwölf bis sechzehn Stunden.

Als ich im Morgengrauen auf dem Weg zurück zum Krankenhaus, bibbernd vor Kälte auf dem Moto-Taxi sitze, bin ich noch guter Dinge, dass es jetzt ja schon irgendwie weitergeht. Doch es wird noch weitere dreißig Stunden und eine Nacht auf der Straße dauern, bis ich in der Hauptstadt ankomme. Aber erst einmal wird gefrühstückt, sich neu gesammelt und gecheckt, wie die Lage so ist. Eigentlich kann dieses Warten und diskutieren ja auch ganz lustig sein, wäre da am Ende des Tages nicht dieses Trio von Halbstarcken, die dafür verantwortlich sein sollen, den Minibus sicher bis nach Conakry zu bringen. Und während der Fahrer sich in Anbetracht der über uns hereinbrechenden Nacht einen nach dem anderen, dubios betitelten Energy-Drink rein kippt, verliere ich so langsam endgültig den Glauben an die Fahrtüchtigkeit der Guineer. Denn nachdem wir auf der Strecke noch auf drei andere Minibusse treffen, beginnen die Fahrer sich gegenseitig ihr Können unter Beweis zu stellen und fahren, von den Jungs oben auf dem Dach johlend angefeuert ihre Rennen. Dabei gewinnt, wer sich durch gewagte Manöver an die Spitze setzen kann, und es schafft, dort am längsten zu bleiben.

Noch besorgniserregender ist allerdings der Geruch sich auflösender beziehungsweise überhitzter Bremsklötze, die in dieser Nacht dann auch mehrere Male gewechselt werden müssen, sowie eine defekte Autobatterie, die, hinter dem Fahrersitz montiert, üble Dämpfe absondert, sodass bei jeder Pause die Passagiere teils mit Atembeschwerden aus dem Auto stürmen. Als wir den schlimmsten Teil der Strecke überstanden haben, ist es bereits tiefe Nacht, und obwohl ich einerseits froh bin, dass die Taxi-Crew sich für zwei, drei Stunden ausruhen will, bin ich andererseits nicht sehr angetan von der Wahl des Ortes – eine große Straßenkreuzung, jeglicher angenehmen Schlafmöglichkeit entbehrend. Und im Auto riecht es nach ätzenden Dämpfen. So hockt man sich auf den Bürgersteig, döst ein wenig auf verschränkten Armen und trotz dem Frust über die zweite, unnötig auf der Straße verbrachte Nacht sowie der Kälte. Als die Dämmerung einsetzt, machen wir uns wieder auf den Weg; die letzten drei bis vier Stunden durch das Chaos und die Checkpoints der Vororte Conakrys. Bei der ersten Ausstiegsmöglichkeit, einem der großen Um- und Zusteigeplätze dieses Molochs, dem Matoto-Gare, sehe ich zu, dass ich mein Gepäck bekomme und setze mich in ein Taxi, weiter Richtung Zentrum und atme erst einmal tief durch. Es ist diese Mischung aus Schlafmangel, Erschöpfung und Grenzerfahrungen, welche diese Momente so unreal, sich selbst so entrückt erscheinen lassen. Ich merke nur, dass die Stadt trotz ihres verkommenden Zustandes in diesem Moment eine beruhigende Wirkung auf mich hat. Sie verspricht Vieles, vor allem aber ein Ende dieser endlosen, kräftezehrenden Straßen.

16. Conakry

Etwas eingezwängt liegt die immer weiter ausufernde Hauptstadt Guineas auf einer Landzunge im Atlantischen Ozean. Das Zentrum mit dem Hafenkomples, den Einkaufsstraßen, Geldwechslern, dem Marché du Niger, Taschendieben und Ministerien, wird von allen in allen Zusammenhängen nur „en ville“ genannt, liegt ganz am Ende auf der Spitze und ist bei Weitem der Ort in Conakry, der am meisten Zwiespälte hervorruft. Zum einen ist es laut, dreckig, chaotisch, aggressiv, und es stinkt aufgrund des dysfunktionalen Abwassersystems und zu vieler Menschen auf zu engem Raum, und zum anderen gibt es Restaurants mit französischer Küche, Geschäfte, Supermärkte, Boutiquen, etc. – Dinge, die einen Standard mitbringen, der dem europäischen angenehm nahe kommt. Und es wird weitergebaut, große Gebäudekomplexe entstehen hier und da, allesamt gebaut von ausländischen Investoren. Allerdings hat all dieses (s)einen Preis, den sich nur die allerwenigsten in diesem Land leisten können. Deswegen gehört es zum alltäglichen Bild, dass sich Di-

plomaten, ranghohe Offiziere, Polizeibeamte oder Politiker den Weg durch das einfache Volk bahnen lassen, damit sie ihren Tisch in einem dieser Luxustempel zeitig erreichen können. Der Normalsterbliche dagegen verbringt üblicherweise mehr als die Hälfte des Tages in öffentlichen Verkehrsmitteln, um von A nach B zu kommen. Und das kann am Feierabend schon zur Geduldprobe werden, denn dann bilden sich wahre Mensentrauben alle hundert Meter entlang der Hauptausfallstraßen, und sobald irgendein Fahrzeug auch nur den Anschein erweckt, als wäre der Besitzer gewillt, zahlende Passagiere mitzunehmen, brechen tumultartige Zustände aus – wer zuerst kommt, malt zuerst, und nur die rabiatesten setzen sich durch. Es ist der alltägliche Kampf um einen Platz in einem der, die Straßen verstopfenden, Abgaswolken hinter sich herziehenden, zersägten und dann wieder zusammengeschweißten, völlig überladenen Gefährte. Fährt man mit den kleinen Transportern, kommt es vor, dass man ein bis zwei Stunden gebeugt, Körper an Körper, schwitzend mitten im Wagen steht. So ist zwar ein möglichst günstiges Transportmittel gegeben, und es ist ein weiterer interessanter Aspekt des, im wahrsten Sinne des Wortes, engen sozialen Geflechts, aber es wird natürlich auch viel Zeit vergeudet und ein hohes Risiko eingegangen. Denn Unfälle sind bei dem geschäftigen Treiben auf und neben den Straßen an der Tagesordnung.

Erreicht man dann die dem Zentrum vorgelagerten Viertel, ist es dort zwar erst recht nicht sauberer, aber es herrscht meistens eine wesentlich entspanntere Atmosphäre und alles ist ein wenig ruhiger. Von den äußeren Umständen einmal abgesehen, ist es dort gar nicht so verschieden zu den Assoziationen, die ich mit meiner Stadt, meinem Viertel habe; nur ist hier der Zusammenhalt zwischen Nachbarn, im Viertel noch größer. Das Leben findet zum einen aufgrund des Klimas und zum anderen wegen der wenig einladenden Gebäude größtenteils auf der Straße statt. Darüber hinaus gibt es abseits der Hauptverkehrsadern kaum asphaltierte Wege, die einzigen Einkaufsmöglichkeiten sind winzige Tante-Emma-Läden und die kleinen Bretterbudenmärkte um die Ecke. Allerdings ändern sich manche Umstände in letzter Zeit auch rasant. So werde ich zum Beispiel mit meinem alten Nullachtfünfzehn Nokia Handy fast schon belächelt, denn, wie viele andere Länder Westafrikas, wird auch Guinea und insbesondere die Hauptstadt mit billigen Smartphones und anderen Plastikprodukten oder LED Lampen „Made in China“ überschwemmt. Besonders sinnvoll erscheinen die Solar betriebenen Straßenlaternen, die sich immer häufiger in den größeren Städten des Landes wiederfinden. Wie so oft bleibe ich allerdings bei dem Gedanken hängen, dass es jetzt natürlich noch schöner wäre, wenn einige dieser Produkte im Land selber hergestellt würden. Aber bis auf eine Fabrik am Rande Conakrys sind hier kaum Betriebe angesiedelt.

17. Koba & Monchon

Es wird einer der wenigen bequemen Recherchetage. Ich kann den an diesem Tag ungenutzten Pick-up von SOS Kinderdorf Guinea inklusive des Fahrers Malik, mit dem ich schon 2011 einige Tage unterwegs war, in Beschlag nehmen. Es fallen diesmal also nur die Kosten für Diesel, Verpflegung und Bestechungsgelder an. Und da die Straße zwischen Conakry und Kamsar, dem zweiten großen Hafen in Guinea, zu den zwei oder drei Abschnitten im Straßennetz des Landes gehört, die sich auf dem Niveau einer europäischen Landstraße befinden, kann man in Ruhe die Szenerie entlang der Strecke betrachten. Der gute Zustand ist auf die zahlreichen Bauxit-Minen ausländischer Unternehmen in der Region sowie persönliche Interessen früherer Machthaber, wie zum Beispiel das Strandhotel Bel-Air, zurückzuführen.

Zu unserer linken erstreckt sich bis zum Atlantik aber auch noch eine weite, satt-grünen Ebene. Dieses Reisanbaugebiet ist mein Ziel. Nach gut zwei Stunden erreichen wir Koba, den ersten Stopp des Tages. Dort geht es wie so oft erst einmal zum Stellvertreter des Präfekten, den ich in seinem „Büro“ im Schlafanzug antreffe. Es folgt der immer gleiche Gesprächsverlauf, an dessen Ende es wieder einen unbedeutenden Stempel mehr und etwas Gekritzel auf der „Ordre de Mission“ gibt. Diese, ausgestellt von einer Hilfsorganisation, besser aber offiziellen administrativen Stellen, kommt hier in etwa dem Passierschein 38A aus den Abenteuern des Asterix auf dem Weg nach Rom gleich – eigentlich nicht schwer zu bekommen und völlig unwichtig, aber irgendwie halt auch nicht.

Dann ruckeln wir mit einem Vertreter der Bauerngemeinschaften gemächlich durch die größtenteils vernachlässigten Felder, schauen den Menschen zu, die in der brütenden Hitze den Reis ernten oder ganz klassisch mit einem Bündel auf dem Kopf auf dem Weg zur Arbeit, beziehungsweise nach Hause sind. Währenddessen bekomme ich die inzwischen bekannten Geschichten über die Probleme mit der Regierung, den, in diesem Fall, chinesischen Investoren und der Natur zu hören. Es sind vor allem die verschiedenen Ethnien, Mentalitäten und Interessen, die sich hier im Weg stehen. Unter dem Aspekt der Landnahme ist natürlich interessant anzumerken, dass „die Chinesen“ (auch mir wird oft ein mehr oder weniger freundliches „Ey! Chinois!“ hinterher gerufen) die besten Felder bekommen hätten, den Angestellten zu wenig Lohn zahlen und der Vertrag deswegen nicht verlängert wurde – angeblich.

Und während ich noch das Interview mit dem leicht alkoholisierten Arbeiter und das Unverschämte-nach-Geld-Fragen des Begleiters Revue passieren lasse, sind wir auch schon auf dem Weg nach Monchon, wo ein amerikanischer Unternehmer und eine indische Gruppe tätig sein sollen. Dabei drängt sich mir der Gedanke auf, dass all die Menschen, die ich bisher auf den Feldern Guineas getroffen habe, zwar nie etwas gegen Investoren haben – ganz im Gegenteil, – aber den versprochenen Fortschritt lieber sofort hätten und eigentlich auch nicht mehr als Landwirte arbeiten wollen. Nur gibt es diese Option nicht. Und das liegt meiner Ansicht nach zum einen am Stellenwert, welcher der Landwirtschaft durch die Eliten zukommt bzw. lange Zeit zukam, sowie der Transparenz, Vermittlung und Nachhaltigkeit vergangener Projekte, zum anderen an der Wertschätzung und dem sozialen Stand des Bauern in unserer heutigen Gesellschaft.

Denn auch in Westafrika gilt inzwischen größtenteils nur noch die materielle Selbstdefinition. Als erfolgreich und erstrebenswert gilt für Viele nur, wer möglichst ignorant, respektlos, egoistisch und rücksichtslos mit seinem allradbetriebenen SUV, hupend, dickbäuchig, durchgestylt mit Sonnenbrille und protzigen Uhren durchs Leben geht. Oft erschrickt es mich, wie sehr mich dieser Charaktertyp an mein, mir innewohnendes Bild des europäischen Kolonialherren erinnert – trotz meines Bemühens, mich nicht von Stereotypen umfängen zu lassen. Außerdem, denke ich, ist extreme Armut sicherlich auch für gewisse Verhaltensweisen verantwortlich, die mir persönlich oft sehr, sehr fremd erscheinen.

Der Ausgang des Tages ist dann wieder ein bisschen versöhnend. Während „John“, der Amerikaner momentan im Kongo ist, bieten mir die drei indischen Vertreter der Topworth Group Chai und Kekse an und erzählen mir ein bisschen von sich und dem Projekt. Und irgendwie möchte ich ihnen glauben. Sie wirken hier mit der asiatischen zurückhaltenden Höflichkeit ein bisschen fehl am Platz und sind trotzdem sehr ehrlich und bestimmt in ihrem Handeln. Allerdings sind sie natürlich auch nicht diejenigen, die hier ihr Geld investieren. Und für weitere Auskünfte müsste ich mich dann doch in Conakry mit dem Chef treffen.

18. Topworth Group

Zweimal mache ich mich auf den Weg, um mich mit Dr. Pandian, dem Ag-rarexperten der indischen Topworth Group, einem globalen Player im Bereich Bergbau, Landwirtschaft und der Stahlindustrie zu treffen. Es gestaltet sich wie immer schwierig, die gesuchte Adresse in dem Gewirr des Stadt-zentrums zu finden, da auf Visitenkarten oft nur der Name des Gebäudes und ein weiterer Anhaltspunkt, wie in diesem Fall ein angrenzender Supermarkt angeführt werden – nur kennen die meisten Menschen auf der Straße diese Details nicht. Auch gibt es oft keine Beschilderung zur Straße hin, und die Jungs der Sicherheitsfirmen können mit einem englischen Unternehmensnamen oft nichts anfangen.

Als ich aus dem Fahrstuhl aussteige, sehe ich zur Rechten eine Wohnungstür, geschmückt mit einem Kopf der indischen Gottheit Ganesha – ich bin also richtig – und zur linken erwartet mich die indische Delegation in ihrem Büro / Esszimmer / Küche / Wohnzimmer. Die Stimmung ist freundlich, aber auch etwas gezwungen und geschäftig, da bei dem ersten Treffen noch ein potenzieller guineischer Partner mit am Tisch sitzt und im Duett mit den Dolmetschern versucht wird, eigene Positionen darzulegen, während ich mit am Tisch sitze und mir das Wirrwarr indischer und französischer Übersetzungen anhöre. Und während man das Gefühl hat, dass die Rollen klar verteilt zu sein scheinen – die abgebrühten, abwägenden Investoren mit einer klaren Strategie auf der einen Seite, der sich anbietende, etwas hektisch wirkende Geschäftsmann auf der anderen – versuche ich einen ersten Eindruck zu bekommen, mit wem ich es hier zu tun habe. Mein mit mir verabredeter Gesprächspartner wirkt erfahren und zielstrebig, nicht gewillt, seine Energie zu verschwenden und zugleich etwas eitel, von sich eingenommen. Er ist einer dieser Charaktere, über die man, ähnlich dem Direktor von SO-GUIPAH in Diécké, nicht viel Informationen bekommt, über die niemand viel zu erzählen hat, die hinter den Kulissen arbeiten und die Fäden ziehen. Als ich an der Reihe bin, wird bei diesem ersten Treffen auch erst einmal nur geklärt, worum es bei der Recherche im Detail eigentlich geht, was wir alles besprechen können oder dürfen und wann ein Termin für das Interview möglich ist, denn Dr. Pandian ist ein viel beschäftigter Mann. Mit einem Portfolio, welches mehrere große Projekte, unter anderem für den Basmati-Reis Produzenten Tilda Ltd. in Uganda und der Stallion Group in Nigeria und Ghana sowie weitere Beschäftigungen in Indien beinhaltet, ist er beständig auf Reisen oder in Meetings. Es bleibt allerdings genug Zeit, um ein wenig über die Arbeit, Land und Leute, sowie einige Standpunkte zu reden und so den jeweils anderen besser einschätzen zu können. Wir verabredeten

uns also für ein anderes Mal inklusive Mittagessen, welches sich als eine willkommene Abwechslung zu den üblichen Variationen hier in Guinea herausstellt.

Drei Wochen später treffen wir uns also erneut. Zwar entschuldigen sich meine Gastgeber in der typischen, demütigen Art und Weise wiederholt dafür, dass alles, was auf dem Tisch steht, nur vegetarisch sei, und das alles etwas schnell gehen muss, da gleich noch eine Gruppe vietnamesischer Experten vom Flughafen abgeholt werden will, aber ich bin dennoch sehr begeistert. Dann kommen wir zu den Fragen und damit zu dem offiziellen Teil. Es soll um seine persönliche Geschichte gehen, um die Fakten bezüglich des Projektes der Topworth Group hier in Guinea, wie die Aspekte Transparenz und Einbeziehung der lokalen Bevölkerung angegangen werden und wie relevant diese für die Entwicklung dieses Projektes sind, sowie den Prozess des Landerwerbs vor Ort. Des Weiteren interessiert mich natürlich auch seine Wahrnehmung des Landnahme-Aspekts und welche Rolle die Subsistenzlandwirtschaft in der Entwicklung eines Landes wie Guinea seiner Meinung nach spielt.

Ich kann vorweg nehmen, dass keine hitzige Diskussion folgt, was wahrscheinlich auch an der zuvorkommenden, sachlichen Art der Unterhaltung liegt, aber vor allem an der Tatsache, dass die Absichten, welche Dr. Pandian hier verfolgt, ehrlich und ehrbar sind, Guinea viel ungenutztes Agrarland hat und auf Investoren angewiesen ist. Allerdings kann meiner Meinung nach dort, wo bitterarm auf reiche multinationale Unternehmen trifft, keine „Win-Win“-Situation für alle entstehen, und einem transparenten Prozess der Landvergabe muss immer erst einmal ein demokratischer Wandel aus der betroffenen Gesellschaft selbst voraus gehen, welcher leider hier in Guinea noch nicht abgeschlossen ist. So haben viele gut gemeinte, ähnliche Projekte, bei denen mit einer eigenen Kernproduktion, Vertragsanbau und Kleinbauern gearbeitet wird, aufgrund fehlenden Verständnisses für die Mentalität, Traditionen und Lebensumstände der lokalen Bevölkerung nicht gefruchtet. Aber so weit ist der Prozess dieses Projektes der Topworth Group noch nicht gekommen; es wird aber immer wieder betont, wie wichtig die Nachhaltigkeit wäre und man kann nur hoffen, dass dies nicht nur eine Floskel ist. Bisher werden dreißig Hektar in einer ersten Testphase bewirtschaftet, und es wird sich in den nächsten Jahren zeigen, wie ernst es gemeint ist, einen Beitrag hin zur guineischen Selbstversorgung leisten zu wollen. Wird es allerdings weder der Regierung Guineas gelingen, einen rechtlichen Rahmen für solche Investitionen zu schaffen, noch dem Investor, sich nicht nur seinen Zielen, sondern auch denen der Gemeinschaft zu widmen, droht ein Ausgang, wie ihn schon so viele Länder in Afrika erlebt haben – gegenseitige Schuldzuweisungen und gescheiterte Projekte.

19. Avocats Sans Frontières

Es fällt mir schwer, mich daran zu gewöhnen: ich betrete ein Büro und mir gegenüber sitzt jemand Offizielles oder, wie in diesem Fall, ein Anwalt und hat keine Schuhe, kein Hemd an. Auf eine gewisse Art und Weise erzeugt dies eine entspannte und amüsante Atmosphäre, aber es nimmt immer auch die manchmal angebrachte Ernsthaftigkeit. Man muss sich natürlich vorstellen, dass, da in den meisten Büros keine Klimaanlage vorhanden ist, beziehungsweise wenn doch, sie fast nie funktioniert oder einfach kein Strom da ist, sich jeder irgendwie mit der Hitze zu arrangieren versucht.

Mit den Mitarbeitern von Avocats Sans Frontières möchte ich mich vorrangig noch einmal über den bereits erwähnten Fall des Dorfes Saoro gegen SOGUIPAH im Süden des Landes unterhalten. Es geht um ein Dekret des Präsidenten Lansana Conté aus dem Jahre 2003, in dem das Unternehmen SOGUIPAH Agrarflächen zugeteilt bekam, welche auf dem Land der Bevölkerung Saoros lagen. Während der Amtszeit Contés von 1984 bis zu seinem Tod 2008 wurden diese Flächen nie beansprucht, und so war die Empörung natürlich groß, als im August 2011 plötzlich schwere Maschinen zur Erschließung dieser Flächen in Begleitung von Sicherheitskräften auf den Feldern standen. Im Folgenden wurde Avocats Sans Frontières vonseiten der Dorfbewohner zurate gezogen, ob dieser Beschluss rechtmäßig war. Denn viele geschlossene Verträge und Verordnungen aus der Zeit des Lansana Conté wurden in den letzten Jahren geprüft, modifiziert oder für unrechtmäßig erklärt. Das wohl bekannteste Beispiel war hierbei wohl der Deal mit Beny Steinmetz's Unternehmen BSGR1, bei dem offensichtlich Bestechungsgelder im Umfeld des Präsidenten geflossen sind, weswegen der Deal nachträglich annulliert wurde.

Die rechtliche Grundlage im Fall Saoro war insofern nicht gegeben, da auch in Guinea eine Enteignung nur dann gerechtfertigt ist, wenn das Land für öffentliche Projekte, wie zum Beispiel den Bau von Straßen, Schulen oder Krankenhäusern, gebraucht wird. Und auch dann müssen die privaten Eigentümer eine angemessene Entschädigung erhalten. Nur ist weder öffentliches Interesse hier involviert, noch wurde irgendjemand entschädigt. Einzig kommerzielle Ziele wurden verfolgt und, wie es leider allzu oft der Fall in Ländern mit schwachen Regierungsstrukturen und Militärdiktaturen ist, zivilen beziehungsweise Menschenrechten übergeordnet.

Am Ende haben dann auch noch die das Nachsehen gehabt, die für eben diese Rechte eintreten, da sie ungerechtfertigterweise ins Gefängnis mussten, durch das Militär körperlicher Gewalt ausgesetzt waren und nichts bewegt haben, da es kaum für nationales Aufsehen gesorgt hat. Oder besser ge-

sagt: Es konnte weder für nationales noch internationales Aufsehen sorgen, da mit solchen Regierungen meistens auch eine sehr eingeschränkte Pressefreiheit einhergeht. Und so wird eine weitere Generation dazu erzogen, dass es sich eher lohnt den Mund zu halten, anstatt sich Gedanken darüber zu machen, was Recht ist und was nicht. Denn das scheint sich eher auszuzahlen.

20. Landwirtschaftsministerium

Nach einigem hin und her steht der Termin. Und ich werde nicht enttäuscht, auch das Ministerium macht, wie alle bisher von mir besuchten staatlichen Einrichtungen einen eher improvisierten und lethargischen Eindruck. Irgendwie hatte ich in der Hauptstadt, in einem Ministerium lange Zeit etwas anderes erwartet; was mich zu dieser Annahme verleitete, ich weiß es nicht. Stattdessen wirkt alles in die Jahre gekommen, angestaubt und es herrschen die üblichen hierarchischen Strukturen. Und auch die Informationen sind spärlich. Es werden teils aus Bequemlichkeit, teils aus blindem Gehorsam die offiziellen Statements weitergereicht und über Fragen gekonnt hinweg gelächelt oder sie werden ganz einfach ignoriert. Auch auf die mehrfache Bitte, meine Fragen noch einmal in Ruhe zu Hause schriftlich zu beantworten und den immer gleichen Versprechen, dass er dies sehr gerne tun werde, tut sich rein gar nichts. Und das obwohl mein Kontakt der Ehemann einer sehr guten Bekannten ist.

Als ich dann noch jemandem aus der Abteilung, zuständig für die Betreuung von potenziellen Agrarinvestoren, vorgestellt werde, ahne ich so langsam, wie das ganze eigentlich funktioniert. Denn immer häufiger begegne ich erwartungsvollen Blicken, wenn es darum geht, ob ich denn bereit wäre, eine Besichtigung existierender Projekte zu bezahlen – natürlich müsste ich dann auch dem einen oder anderen eine gewisse Aufwandsentschädigung bezahlen. Und selbst wenn es nicht so offensichtlich ist, merkt man doch, dass mit meiner Anwesenheit und meiner Bekanntschaft auch hier Hoffnungen verbunden sind. Eigentlich kein Wunder in einer Gesellschaft, in der doch alles darauf basiert, jemanden zu kennen, die richtigen Kontakte zu haben oder bezahlen zu können.

Amüsant wird es, als während unseres Gespräches klar wird, dass meinem Gegenüber gar nicht erklärt wurde, wer ich bin und was ich hier mache. Er hält mich für einen Interessenten, der sich über Investitionsmöglichkeiten informieren möchte, wobei dies auch nur insofern hilfreich ist, als dass man eine Ahnung davon bekommt, wie einfach hier alles möglich ist. Denn wirklich strikt wirken keine seiner Ausführungen, alles bleibt vage und könnte auf die eine oder andere Art und Weise „geregelt werden“. Man solle sich doch mit der lokalen Bevölkerung arrangieren, sobald ein geeignetes Stück Land gefunden wurde. Außerdem müssten Dokumente unterzeichnet werden und eine Schule oder Moschee für die Gemeinde gebaut werden. Ich sage ihm, dass „wir“ uns erst einmal beraten müssten, um über die weitere Vorgehensweise zu entscheiden. Das war es dann aber auch, denn um bei diesem Spiel weiter mit zu machen, bedarf es doch Ausgaben, die es mir nicht Wert erscheinen, diese zu tätigen.

21. Fazit

Nichts scheint dem zu entsprechen, was es zu sein vorgibt und statt zusammen nachhaltige Projekte aufzubauen, arbeitet meistens doch jeder nur für sich. Wobei dies am ehesten auf die Investoren zuzutreffen scheint. Sie sind mobiler, mächtiger und somit weniger abhängig. Die Regierung dagegen ist diesen in dem heutigen Zustand völlig hilflos ausgeliefert. Sie braucht Investoren und ist dazu in vielen Bereichen immer noch korrupt. Der Bauer ist – wie wahrscheinlich schon seit eh und je – der Spielball, er bildet zwar die Grundlage dieser Gesellschaft, nährt sie, aber hat, solange er keine Lobby besitzt und schlecht organisiert ist, keine Macht. Dies ist allerdings die große Hoffnung in Guinea. Die National Confederation of Rural Residents' Organizations (CNOPG) ist nämlich vergleichsweise gut organisiert und hat mit Hilfe des International Fund for Agricultural Development (IFAD) nun durch das National Programme to Support Agricultural Value Chain Actors (Programme national d'appui aux acteurs des filières agricoles (PNAAFA)) einen Ansatz, sich weitaus zielgerichteter selbst helfen zu können.

Nachdem nun im September 2013 die Parlamentswahlen mehr oder weniger erfolgreich durchgeführt wurden, besteht aber wieder einmal die Hoffnung, dass jetzt ein Weg des friedlichen Aufschwungs für alle eingeschlagen wird – „wieder einmal“, da natürlich schon vorherige Generationen auf diesen gehofft haben. Ich glaube, nur durch eine Verbesserung der Lebensverhältnisse, einer fairen Rechtsprechung und aktiven Zivilgesellschaft sowie Pressefreiheit können die ethnischen Spannungen überwunden werden

und ein wirklich demokratischer Prozess eingeleitet werden. Allen voran die junge Generation scheint Willens diesen Schritt zu machen und sehnt sich, inspiriert durch die Revolutionen in Nordafrika, nach mehr Freiheiten und Mitbestimmung. Und all das wird auch für den Faktor Transparenz und Nachhaltigkeit in Bezug auf Projekte ausländischer Investoren ausschlaggebend sein, denn nur eine stärkere Einbeziehung der Bevölkerung kann gewährleisten, dass dieser Prozess in einem fairen Rahmen stattfindet.

Es ist also ein fragiles Stadium in dem sich Guinea momentan befindet. Sicher werden die nächsten Wahlen entscheidend dazu beitragen, welchen Weg das Land gehen wird. In der Zwischenzeit wird aber erst einmal viel davon abhängen, ob Unternehmen, die betroffenen Regierungen, der Wirtschaftsraum Westafrika und die Öffentlichkeit an einem Strang ziehen werden. Sollte dies nicht geschehen, wird diese Region, die so viel Potenzial und gerade deswegen schon so viel gelitten hat, wohl wahrscheinlich weiter stagnieren. Viele Projekte ausländischer Investoren durchlaufen momentan noch die Testphasen, wobei auf einigen Dutzend Hektar geprüft wird, wie sich anderswo bereits erprobte Anbaumethoden und Saatgut in dem hiesigen Klima entwickeln. Gleichzeitig gibt es aus vielen anderen afrikanischen Ländern bereits Erfahrungswerte die Durchführung betreffend, aus denen gelernt werden kann. Sollte dies nicht in Betracht gezogen werden, ist auch eine nur annähernde „Win-Win“-Situation von vornherein ausgeschlossen. Deswegen sollte auf unternehmerischer Seite der absolute Profit, der sozialen Verantwortung hintenangestellt werden und Rücksicht auf die Situation des Landes und die Bevölkerung genommen werden.

Da allerdings so viele Faktoren diese Entwicklung mitbestimmen, ist es zum jetzigen Zeitpunkt schwer zu sagen, welchen Weg Guinea gehen wird und für mich ein Anliegen, zur Erntesaison 2015 die von mir recherchierten Projekte – und eventuelle neu gestartete – noch einmal zu besuchen.

22. Danksagung

Heute mehr denn je zuvor kommt Stiftungen meiner Meinung nach, neben privaten Initiativen wie dem „Crowdfunding“, eine Schlüsselrolle bei der Umsetzung journalistischer Themen zu – vor allen Dingen bei langfristigen, dokumentarischen Projekten wie dem meinem. Daher möchte ich mich bei der Heinz-Kühn-Stiftung bedanken. Ein ganz besonderer Dank gilt hierbei Ute. Es ist immer wieder eine Inspiration, wie persönlich und gleichzeitig professionell so eine Zusammenarbeit gestaltet werden kann. Angefangen

bei den ersten Gesprächen am Telefon, dem Treffen in der Staatskanzlei, bis hin zur Grillparty im eigenen Garten, ist es einfach schön, Menschen zu treffen, die ihre Tätigkeit nicht als eine rein verwaltungstechnische Aufgabe sehen, sondern auch noch ein persönliches Interesse und ihre eigenen Erfahrungen mit einbringen.